nicht, weil ihr sagt, „es ist mit dem Gelde kaum auszukommen," nein, weil er nicht, wie er so gerne möchte, sagen kann, „hier, liebes Kind, nimm, Du sollst haben, was Du brauchst, ich geb's Dir ja so gerne." — Sucht zu sparen an allen Ecken und Enden, setzt Euren Stolz darein, mit dem auszukommen, was Euch für den Haushalt zur Verfügung gestellt werden kann. Seid fröhlich und heiter und arbeitsfreudig in der frohen Zuversicht — es kommen wieder bessere Zeiten. Hinweg mit dem Klagen über das, was wir nicht haben können, was wir nicht imstande sind, uns zu leisten, hervor mit den 1000 kleinen Freuden des Lebens, die nichts kosten, die nichts bedingen — als ein offenes Auge für alles Schöne und Gute und ein zufriedenes Gemüt!

Aber nicht Streit, liebe Freundinnen, sondern ein noch festeres Verketten mit den Interessen unseres Mannes, ein kameradschaftliches Mittragen an den Bürden der schweren Zeit. Das, liebe „Leidensgefährtinnen", sei unser Rezept, aber verraten's nicht Euren Männern.

Arthur Nikisch-Jubiläum in Leipzig.

Von

Siegfried Burchardt.

(Nachdruck verboten.)

Am 1. Oktober konnte Arthur Nikisch auf eine 25jährige Tätigkeit als Kapellmeister des „Leipziger Gewandhauses" zurückblicken. Wohl selten hat die musikalische Welt mit so herzlicher Freude und Aufrichtigkeit an einem derartigen Ereignis teilgenommen. Beweise höchster Ehrungen und Anerkennungen wurden dem Jubilar in reichem Maße zuteil. Das Gewandhaus und vor allem die Stadt Leipzig würdigten diesen Tag durch Feierlichkeiten von solcher Schönheit, daß jeder, dem es vergönnt war, sie mit zu erleben, es als einen Gnadenbeweis ansehen könnte.

Den offiziellen Teil bildete ein würdiger, für alle Teilnehmer unvergeßlicher Festaktus vormittags 11 Uhr in der Wandelhalle des Gewandhauses. Es waren etwa 100 Herren und Damen, vornehmlich aus Künstler- und Gelehrtenkreisen, vom Rate der Stadt Leipzig dazu geladen. Hier nahmen nun die berufenen Vertreter der Stadt, des Gewandhauses, des Theaters, der Künstlerverbände im Reiche usw. Gelegenheit, die hohen Verdienste des Jubilars zu würdigen, ihm für seine treue, von großem Erfolg getragene Tätigkeit, für das künstlerische Wohl des Gewandhauses zu danken und für das fernere Leben und Wirken die innigsten Segenswünsche auszusprechen. Als äußeres Zeichen seiner Verehrung überreichte die Leitung des Gewandhauses seinem Meister eine künstlerische Denkschrift, verfaßt von Stanislav Strazniczki „Die Geschichte der Gewandhauskonzerte von 1895—1920". Herr Geh. Rat Göhring enthüllte im Auftrage der Direktion die von Hugo Lederer geschaffene Nikisch-Büste, die durch ihre Aehnlichkeit und Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Das aus weißem Marmor gefertigte Meisterwerk wird fortan als Zierde des Festraumes dienen. Den Gipfel der Ehrungen bildete die Ernennung des Jubilars zum Ehrendoktor der Philosophie, die der Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Bethge bekanntgab.

Geh. Rat Prof. Dr. Arthur Nikisch dankte in kurzen, tiefempfundenen Worten für die unerwartet reichen und hohen Anerkennungen. Tiefbewegt legte er das Gelübde ab, auch fernerhin mit allen Kräften restlos tätig zu sein für die höchste Kunst zum Wohle des Gewandhauses, zur Ehre Leipzigs, zur Freude der Zuhörer und zum Ruhme der guten deutschen Musik. Der Choral „Lobet den Herrn", geblasen von dem Waldhornquartett des Gewandhausorchesters, gab der einstündigen Feier einen würdigen Abschluß.

Am Abend veranstaltete das Gewandhaus ein öffentliches Festkonzert. Was da geboten wurde, waren alles Lieblingswerke des Jubilars: Beethoven, Ouvertüre Nr. 3 zu Leonore, Brahms, Sinfonie Nr. 1 (C-Moll), dann die Schubertsche Unvollendete (H-Moll), endlich Wagners Tannhäuser-Ouvertüre, also ein ganz auserlesenes Programm nur deutscher Musik, was dazu beitrug, die Feierstimmung aufs höchste zu erhöhen. Ein Wort über die Ausführung zu sagen, erübrigt sich wohl — die Meisterleistungen des Gewandhausorchesters sind allzu bekannt. Mit doppelter Freude und Hingabe gab diesmal jeder das Köstlichste seines Könnens. Ich muß sagen, noch nie hat die Offenbarung reinster, heiligster Kunst einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht als bei der Feier. Es schien anderen auch so ergangen zu sein; denn die Begeisterung der wohl in die Tausende zählenden Menge kannte keine Grenzen. Der mit Recht so Gefeierte hielt endlich eine tiefbewegte Ansprache, in welcher er allen seinen treuen Helfern aus Herzensgrund dankte, dabei in erster Linie natürlich seinem Orchester, das er nun ein volles Vierteljahrhundert mit heiliger Hand von Sieg zu Sieg geführt hat. Seine Wünsche für das künstlerische Wohl des Hauses gipfelten dann darin, daß er sich unterstützt wissen möchte in dem Kampfe gegen zeitgemäße Fährnisse, die das Fortbestehen des alten, ehrwürdigen Institutes bedrohen.

So ging der große, historische Tag des Leipziger Gewandhauses zu Ende mit einer Weihe, wie sie nicht schöner gedacht werden kann! Es wäre durchaus kein Fehler gewesen, wenn ein Wilson, ein Clemenceau oder ein Lloyd George hätten dabei sein können!

Als der Jubilar mit mir den Tempel kurz vor Beginn betrat, kam ein einfach gekleideter Mann auf ihn zu und begrüßte ihn mit den Worten: „Ich bin ein Bulgare, meine ganze Nation achtet die deutsche Kunst, der Ruhm des Leipziger Gewandhauses lebt auch bei uns. Nehmen Sie, bitte, zum Zeichen der Verehrung das, was Ihnen ein bulgarischer Uhrmacher zum Andenken angefertigt hat." Dabei nötigte er Nikisch eine prachtvolle Brillantnadel auf. Entblößten Hauptes, mit Tränen in den Augen dankte der gerührte Meister dem Braven und ließ ihn in den Konzertsaal führen.

Diese Szene spricht wohl für sich selbst.

Literatur.

Knud Rasmußen: Neue Menschen. In neuer Bearbeitung herausgegeben von Carl Seelig. E. P. Tal & Co., Verlag, Leipzig, Wien, Zürich.

Wie ein großer homerischer Gesang, wie eine Rhapsodie von den Anfängen des Menschentums liest sich dieses Buch. — Knud Rasmußen, selbst Sohn einer Eskimomutter, lebte als Forscher Jahre unter den Polarvölkern und brachte Aufzeichnungen heim, in denen Wissenschaft und Dichtung sich vereinen. Carl Seeligs neue Bearbeitung lenkt vor allem auf das rein Dichterische. Nun wirken die Berichte vom Leben und Erleben des weißen Eindringlings unter den Nachbarn des Nordpols, von ihrem gewaltigen und unendlich rührenden Fühlen und Denken, wie Strophen eines Heldengedichtes aus der Urzeit und Völkerwanderung: wir werden zu atemlos mitlebenden Zuschauern bei Begrüßung, Einswerden und Entfremdung der beiden Rassen und erkennen mit Erschrecken, wie das Gift des Abendlandes auch dieses reine Volk fast untergangsreif macht und verwirrt, die es sich wieder in der Natur findet.

Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgeteilt von Adalbert v. Chamisso. Mit neun Vollbildern von George Cruikshank. Herausgegeben von Arthur Schurig. Dresden 1920. Lehmannsche Verlagsbuchhandlung.

Seit langem ist in Deutschland vielfach der Peter Schlemihl das erste Buch, das die Seele der Knaben und Mädchen bewegt. Wie man immer wieder zur ersten Liebe zurückkehrt, so pflegt man auch dieser seltsamen Geschichte treu zu bleiben. Die Mär vom Mann ohne Schatten erinnert Tausende an die Jugend, die noch frei war von den Kämpfen des Alltags und in der die Phantasie noch ohne Ketten im Zauberland weilen durfte. Ein Buch der Jugend, ein Buch des Volkes. Es verdient einen Ehrenplatz, und ein würdiges Gewand muß Selbstverständlichkeit sein. Die neue, vorliegende Ausgabe ist besonders reizvoll. Sie ist keineswegs prunkbeladen oder großspurig. Der Peter Schlemihl in der Ausgabe von Schurig ist ein bescheidenes Büchlein, das die Zeit seines Entstehens nicht verleugnet. Wie Schurig für das Bändchen die erste Urhandschrift verwendet, so greift auch der Verleger wieder zurück auf die Form, die man zur Zeit Chamissos Büchern zu geben pflegte. Solider Druck, aber einfaches Papier. Dem Text passen sich die neun altertümlichen Bilder des George Cruikshank an. Das historische Gepräge der ganzen Ausgabe macht sie liebenswert. Es ist so recht ein Buch für Freunde der ehrwürdigen Ueberlieferung.

F.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 62. Fernruf 6529 u. 4630.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 226 — Freitag, den 8. Oktober — 1920

Phinele.

Roman von

Ludwig Rohmann.

27. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

XI.

Ueber die Via Cavallini hinauf führt der Weg auf den entzückenden Castagnole, den Garten Palermas. Das Leben spielt sich unten an den Seestraßen ab; auf dem Castagnole ist eine köstliche Ruhe in paradiesische Schönheit eingebettet.

Hier oben liegt die Villa Cordelia. Sie gehört zu den schönsten Villen des Hügels und wird von vornehmen Gästen bevorzugt. Vor Jahren hatte sie einen besonderen Ruf als Absteigequartier d'Annunzios und der Duse. Das war zu der Zeit, als die Duse ihren ganzen Einfluß, ihre geniale Kunst und ungezählte Freundschaftsopfer darangesetzt hatte, d'Annunzio zu Ruhm und Ansehen — und nicht zuletzt zu Einnahmen zu verhelfen. Ruhm, Ansehen und Einnahmen sind ihm denn auch weit über Verdienst geworden; er hat aber für die Duse nicht einmal den selbstverständlichen Dank der Treue übrig gehabt, er hat sie schmählich verraten, und als er schulden- und schandenhalber nach Frankreich hatte flüchten müssen, war auch die Duse nicht mehr nach dem geliebten Vallanza gekommen.

Trotz der Hochsaison war die Villa nur schwach besucht. Ein Professor aus Belgien, eine schwedische Familie, ein deutscher Baron, der seine junge, kränkelnde Frau hierher begleitet hatte, — das waren die Gäste. Dann freilich war noch ein Gast von besonderer Art da: Mrs. Schoemaker, eine Milliardärin aus Chicago. Mrs. Schoemaker hatter nur ein Mädchen zur persönlichen Bedienung mitgebracht, und dann war noch eine junge Dame, die man im Hause bald als gute Pianistin kennen lernte, ständig um sie. Für diese wenigen Personen hatte die Deutsch-Amerikanerin aber nicht weniger als acht Zimmer gemietet, fast die Hälfte aller verfügbaren Räume im Hause. Mrs. Schoemaker war für ihre Person äußerst bedürfnislos, allein sie war auch beinahe menschenscheu und wollte so wenig als nur irgend möglich mit anderen in Berührung kommen. So hatte sie eben auch die angrenzenden Zimmer und die darüber liegenden Räume gemietet, soweit sie der allgemeinen Benutzung überhaupt zugänglich waren.

Auch in dieser vornehmen Umgebung wurde Mrs. Schoemaker wie eine Merkwürdigkeit angestaunt. Ihres Reichtums wegen, der nun doch einmal ein besonderes Ansehen gewährt und selbst einfache Menschen auf die Höhe der Auserwählten hinaufhebt; vor allem aber darum, weil sie persönlich von ihrem Reichtum fast gar keinen Gebrauch machte und mit allem Ueberfluß sich anscheinend nicht einmal ein wenig Freude ins Leben tragen konnte.

Der Besitzer der Villa tat sich ein wenig wichtig mit seinem kostbaren Gaste aus Amerika, und er wußte jedem zu erzählen, die reiche Dame sei eigentlich eine Deutsche. Sie sei früher selbst eine gefeierte Pianistin gewesen, ehe sie den reichen Mr. Schoemaker geheiratet habe — es sei übrigens eine richtige Liebesheirat gewesen. Seit ein paar Jahren, das heißt seit dem Tode des Mr. Schoemaker, habe sie keine Taste mehr angerührt. Vielleicht würde sie heute nicht mehr ganz so strenge wie im Anfang an dieser Enthaltsamkeit festhalten; allein nun habe sie gichtige Hände und könne nicht mehr spielen. Dafür habe sie nun die junge Pianistin engagiert, die wirklich eine tüchtige Künstlerin sei und dem Verlangen ihrer Herrin nach guter Musik genügen könne.

Hier in der Villa Cornelia nun hatten auch Gustl und Franz sich häuslich eingerichtet und auch sie lebten still und abgeschlossen allein für sich. Mit den übrigen Gästen — die fast unsichtbare und unnahbare Mrs. Schoemaker ausgenommen — tauschte man Grüße und kleine Höflichkeiten, die zu nichts verpflichten und den Freunden die Möglichkeit ließen, ganz nach ihrem Gefallen zu leben.

Auch sie hatten anfangs übergenug damit zu tun gehabt, das erste Entzücken über die wundervolle Natur zu überwinden und dann in geruhigem Genießen sich einzugewöhnen. Aber nur Gustl brachte es fertig, das Nervenbad der feinen Stille, der linden Lüfte und der tiefen, behaglichen Ruhe in schlaffer Untätigkeit auf sich wirken zu lassen. Franz fühlte sich von all der Schönheit ringsum stark angeregt und er arbeitete bald mit einem Eifer, der ihn stürmisch vorwärts trieb. Alles wirkte hier befruchtend auf seine Inspiration: das Treiben im Hause und die Unruhe draußen, der Himmel mit seinem wundervollen Blau, der See, der wie ein köstliches Juwel in den Kranz der Berge eingebettet liegt, und endlich die lockende Schönheit der Isolabella. Es war eine Kraft in ihm, die nicht zur Ruhe kommen konnte, ein Drängen von elementarer Gewalt, das seiner Seele Flügel gab und ihn über sich selbst hinaushob.

Nun schossen alle die Keime üppig auf, die er so lange in sich getragen. Die Bruchstücke seiner sinfonischen Dichtung, die abgerissenen und nur flüchtig notierten Gedanken — das rechte und dehnte sich und schob sich zum Ganzen zusammen, zu einem Ganzen von hinreißender Kraft und Größe, die den Schöpfer selbst erschauern ließ. Und was er daheim aus seiner kümmerlichen Enge hatte gestalten wollen:

Und der Mai und die Maid und der Wo[illegible]
und der Gral
Und Gott ist selber vieltausend mal
An alle Straßen gestellt —

das wuchs ihm hier aus der blühenden Welt entgegen und er brauchte ihm nur Stimme zu geben. Unter allem Träumen und Schaffen aber stand die Eine, um die all seine junge, lachende, sieghafte Kraft in heißem Sehnen warb und der er sein Bestes zu Füßen legte: Phinele. Hier, aus der Entfernung, fühlte er erst ganz, was sie für sein Leben bedeutete. Um ihretwillen freute ihn der Gedanke an Anerkennung und Erfolg, und froh brachte er ihr jede Schönheit dar, die aus seiner Seele erblühte und die seine Hand in flüchtig hingeworfene Notenköpfe bannte: Für dich, alles, alles für dich!

In dieser glücklichen Zeit lernte Gustl den Freund erst ganz erkennen. Der leichte Anflug des Görnerhaften, der seiner Freundschaft in Wien doch immer angehangen, fiel ab, und Gustl gewöhnte sich schnell daran, in ehrlicher, froher Bewunderung zu Franz aufzusehen. Denn Franz war wirklich ganz der Gebende geworden. Seine frohe Laune, das tiefe Naturempfinden und die überströmende Fülle der Stimmungen — das alles teilte sich Gustl mit, und er fühlte, wie wohl ihm das tat und wie er auch seelisch aus aller Bedrückung befreit wurde. Das beste aber gab Franz mit dem Anteil an der Arbeit, den er Gustl gönnte. Wenn das Herz ihm übervoll war, wenn das Schaffen und Gelingen in die Feierstunden hinüberwirkte, dann mußte Franz sich aussprechen, dann erhielt Gustl Einblick in die Seele des Schaffenden, die ihm köstlich schienen und anfeuernd auf seinen eigenen Lebenswillen einwirkten.

Und dann die Musik! Das Fertige bekam Gustl zuerst und allein zu hören. So glaubten sie wenigstens. Franz hatte sich einen guten Flügel gemietet und in sein Zimmer schaffen lassen, und in stillen Stunden genossen die beiden nun, was

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201008025/fragment/page=0001

Franz geschaffen. Sie wußten nicht, daß sie immer Zuhörer hatten, die sich still drunten im Garten hielten und auf die Flut der Töne lauschten, die aus den Fenstern der selbstvergessenen Genießer hinausströmten; sie hatten vor allem keine Ahnung davon, daß Mrs. Schoemaker unter den ungebetenen Zuhörern allgemach die eifrigste geworden war. Franz horchte nur in sich hinein, prüfte kritisch Absicht und Wirkung, und vergaß dann die Welt um sich her. Und auch Gustl vergaß dann die Welt. Er sah und fühlte nur den Einen, von dem er nicht begriff, daß er sein Freund war, und immer hatte er die nassen Augen tiefinnerer Bewegung, wenn Franz aufstand und wenn sie sich wortlos die Hand gaben.

Nun waren sie schon seit drei Wochen in Pallanza, und Franz hatte den dritten Satz vollendet, den Gesang vom Mai und der Maid, vom Wald und vom Gral. Ein hinreißender Dithyrambus auf das blühende Leben, für den der Flügel gar nicht Farbe genug hergab, und der Franz selbst bis zu Tränen ergriff, als er zum ersten Mal ihn hörte. Weder er noch Gustl achteten darauf, daß leise die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde, und daß Mrs. Schoemaker hereintrat. Sie ließ sich still auf einen Stuhl bei der Tür nieder und lauschte in tiefer Bewegung und mit verhaltenem Atem.

Als Franz geendet hatte, blieb er lautlos sitzen. Die Hände hingen schlaff herab, und seine Augen glänzten im Nachklang des Erlebten verloren in die Weite. Auch Gustl saß wie gebannt, keines Wortes und keiner Bewegung fähig, und er trug eine ehrfurchtsvolle Scheu, Franz jetzt zu stören.

Da wurde ein Stuhl geschoben und beide schraken empor. Und ehe Franz noch recht begriffen hatte, war die alte Dame herangetreten und hatte ihm die welken, entstellten Hände entgegengestreckt.

Er stand überrascht und ein wenig ernüchtert da. Das Gefühl der Störung und Entweihung, das sich regen wollte, schwand aber sofort wieder, als er ihr in das in starker Bewegung belebtes Gesicht sah, über das sich ein paar Tränen stahlen. Aber die Ueberraschung blieb doch; er wußte nicht, wie die Frau hereingekommen war und was sie von ihm wollte, und so sah er hilflos auf die alten Hände, die sie beharrlich ihm entgegenstreckte.

„Alte Hände, ich weiß, und häßlich dazu." Sie sprach abgerissen und die Worte hörten sich an, als müsse sie jedes einzelne sich abringen. „Ist lange her, seit sie schön waren und Schönheit gaben. Sollen sie auch nicht küssen und noch weniger drücken" — ein ganz feines Schalkslächeln huschte um den strengen Mund — „vor allem nicht drücken, das vertragen sie nicht. Aber nehmen und einen Augenblick halten, damit ich etwas vom Leben Ihrer Hände spüre und Ihnen danke. Sie haben gespielt — wie sag' ich doch gleich, damit Sie mich verstehen? Ich entsinne mich, wie das bei Liszt war. Ich bin vor langen Jahren seine Schülerin gewesen. Und wenn er seine Eingebungen spielte, dann spielte er so, wie Sie es jetzt getan haben. Technisch anders und viel besser — er war eben unübertrefflich, und Sie haben doch noch manches zu lernen. Aber das mein' ich gar nicht. Die Musik selbst mein' ich, das himmelstürmende und doch so frohe Leben, das ich da gehört habe. Sagen Sie mir, was das ist und von wem?"

Franz war so überrascht und durch den Hinweis auf Liszt so verwirrt, daß er nicht gleich zu antworten wußte, dafür aber errötete, wie ein ertappter Schuljunge.

Gustl, der in frohem Stolze dabei stand, gab die Antwort: „Eine eigene Komposition. Hier in Pallanza entstanden und eben zum ersten Male im Zusammenhang gespielt."

Da leuchtete es in den Augen der alten Dame auf.

„Hab's mir doch gedacht! Ich kenne so ziemlich die ganze Literatur, soweit sie Wert hat. Manchmal klang's mir wie Schubert, und war doch wieder ganz anders und eigen. Aber wie es da ist, so ist es bedeutend. Es passiert mir selten, daß mich etwas aus dem Gleichgewicht bringt. Mein Gott, wenn man so viel Schönheit kennen gelernt hat und so vielen Meistern dankbar sein muß —! Aber hier kommt' ich doch nicht widerstehen und Sie mußt' ich mir ansehen. Und danken. Geben Sie mir Ihren Namen — ich weiß, daß ich noch viel von Ihnen hören werde. Und dann will ich in meiner Vereinsamung mich vor mir selbst rühmen und sagen können: Den hast Du gekannt, als er ein Werdender war. Und will in Dankbarkeit an diese Stunde denken."

Franz hatte noch immer kein Wort gesprochen. Jetzt griff er mit dem Gefühl tiefen Dankes nach ihren Händen.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau —" mehr als die schale Redensart stand ihm jetzt nicht zur Verfügung.

„Nicht drücken!" rief sie schnell, und nun brach der Schall vollkommen durch. „Und ich bin gar keine gnädige Frau. Abgesehen davon, daß ein Künstler, wie Sie, sich die Redensarten sparen darf — kann man überhaupt gnädig sein, wenn man Schoemaker heißt und aus Chicago kommt? Und dazu bin ich eine alte einsame Frau, die ohne die Teilnahme eines lieben Menschen die Last eines entsetzlichen Reichtums trägt? Jetzt, während Sie da spielten, bin ich einmal wieder ganz glücklich gewesen. Da war ich wieder einmal die Ilona Lachner von früher — und das ist viel mehr, als nur Mrs. Schoemaker aus Chicago und als ein Gegenstand der Ausbeutung überall umlauert zu sein."

Gustl hatte sich endlich darauf besonnen, daß man der Dame einen Stuhl bieten müsse.

„Darf ich bitten —?"

„Danke, das Stehen wird mir wirklich sauer. Aber nur eine Minute noch."

Es wurde dann aber doch noch viel länger. Franz mußte ihr sein Manuskript zeigen und den Text erklären. Dann wollte sie die eine und andere Stelle noch einmal hören, und Franz war es eine hohe Freude, sich so verstanden zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Rennbesucher.

Solange die hallischen Rennen auf den Passendorfer Wiesen gelaufen wurden, interessierte sich nur ein ganz kleiner Kreis für sie. Seitdem sie gepflegt werden, durch den Rennverein, durch die Verkehrsinstitute, durch die Sportkreise, durch die Reklame, durch die Behörden, sind sie ins Großstädtische gewachsen und erreichen es, daß alle Teile der hallischen Bevölkerung sich hier finden, die früheren Reichen, die nun arm geworden sind und es schamhaft verbergen, daß sie sich die zehn Mark für den Sattelplatz mühselig absparen, die neuen Reichen, denen ein Hundertmarkschein dasselbe ist, was ihnen vor dem Krieg das Markstück bedeutete, die soliden Kaufmannskreise, die Beamten, die Soldaten, die Arbeiter und sogar die kleinen Agrarier, die früher über die schlechten Zeiten jammerten und heute noch ebenso jammern, nichtsdestoweniger aber mit gefüllter Brieftasche vor dem Totalisator stehen.

Jedes Rennen ist ein Ereignis, für den einen ein sportliches, für den anderen ein gesellschaftliches, für die meisten ein „nervenkitzeliges"; die Rennen sind ihr Monte-Carlo.

Da ist der Herr mit dem Monokel, mit kostbarem Feldstecher ausgerüstet, aufs Sorgfältigste gekleidet, der Kavalier, der die gesellschaftlichen und die sportlichen Elemente in sich vereinigt. Er hängt mit ganzem Herzen an der guten alten Zeit und trotzt mit ganzer Energie der neuen. Er entlockt seinem gramdurchfurchten Gesicht ein verbindliches Lächeln, wenn er seine Bekannten begrüßt. Mit verachtendem Blick ignoriert er die modernen Toiletten und die Reichen, die die Hundertmarkscheine zum Totalisator tragen. Er macht keinerlei Konzessionen an die neue Zeit; nur den Zylinder hat er abgelegt, da er befürchtet, man würde ihm ins Gesicht lachen. Er ist allmählich eine seltene Erscheinung geworden; bald gehört er zu den Originalen.

Da ist der Lebemann, der Dandy. Mit Liebe nimmt er sich der Auswüchse der Mode an. Er trägt einen grotesken Rock und einen grotesken Ueberzieher spazieren, mustert die Damentoiletten, lacht, hält sich für unverstehlich und bedauert es, daß „das Pack" — alles, was nicht modern gekleidet ist, ist für ihn Pack — Zutritt zum Rennplatz erhält.

Da ist der neue Reiche. Er scheidet sich äußerlich in zwei Spezies. Die eine gibt viel Geld für die Kleidung aus und wirkt komisch in den eleganten und gutgeschnittenen Kostümen, die so gar nicht zum Gebaren und Sprechen und zu den Manieren passen. Die andere kleidet sich wie früher, da man noch nicht reich war, da man noch als Buchhalter, kleiner Beamter, kleiner Ladenbesitzer schwer schuften mußte, um seine 150 Mark im Monat zu verdienen. Der neue Reiche geniert sich nicht. Er brüllt über drei Tribünenreihen hinweg: „Was, nur 300 Mark haben Sie gesetzt? Nee, mit so 'ner Kleinigkeit fange ich gar nicht an." Er rennt und schwitzt. Hier ist er in seinem Element. „Ein anderes Leben als früher!" sagt er. Er begreift nicht, daß man von einem Verfall Deutschlands spricht. Noch komischer wirkt seine Dame, die sich mit Schmuck und Pelzwerk behängt und aufgetakelt ist wie die Operettenköchin, die sich in die Kleider der Gnädigen geworfen hat.

Da sind die Wenigen, die früher ein gutes Einkommen hatten, und die auch heute ihr gutes Auskommen haben, die Ruhigen, Sicheren, die solide arbeiten, die aber der Erholung keineswegs aus dem Wege gehen, und die behaglich lächelnd zuschauen, wie die Parvenüs, Schieber, Buchmacher und Lebemänner sich um die Tickets raufen. Sie waren früher schon einfach gekleidet, heute gehen sie noch schlichter. Sie und ihre Damen sind die erfreulichsten Erscheinungen des Rennplatzes.

Da sind die Ehrgeizigen und Untüchtigen, die mit Erbitterung auf den Schieber schimpfen, die alles versucht haben, um in die Gilde der Schieber aufgenommen zu werden, die aber sogar für dieses traurige Geschäft zu untüchtig waren. Wo sie die Möglichkeit eines Erwerbes wittern, finden sie sich ein. Mit schmutzigen Kragen und ausgefranster Hose laufen sie auf dem Rennplatz herum und stieren in Angst und Qual auf die Tafel, die die Quoten anzeigen wird. Sie verlieren stets und schimpfen und fluchen. Sie entdecken bei jedem Rennen eine Schiebung. Schuld an dem Verlust ist einmal der Jockei, einmal das schlechte Terrain, einmal der Gaul. Es ist unerhört, daß sie verlieren, sie, die das Rennen aus dem FF beherrschen. Nein, das nächstemal werden sie nicht mehr erscheinen. Leider machen sie ihr Versprechen niemals wahr.

Da ist der kleine Mann, der sich seine tausend Mark im Monat mit schwerer Arbeit verdient. Auch hier verschiedene Spezies. Der eine freut sich der bunten, bewegten Bilder, der lustigen Lauferei, der Luft, der Ungebundenheit, der Freiheit. Dem anderen blickt die Gewinnsucht aus den Augen. Er weiß, daß er seine Groschen zusammenhalten muß; aber er kann sich nicht beherrschen und setzt trotz seiner Sparsamkeit. Gewinnt er, dann strahlt er. Ein Festtag ist ihm dann der Renntag. Aber verliert er seine zehn, zwanzig, vierzig Mark, dann läßt er den Kopf hängen und jammert, und seine Begleiterin muß seinen Aerger auskosten.

Reich und arm, Schieber und Solide, Elegante, Salappe, dürftig Gekleidete, Ueberlegene und Nervöse, Genießer und Tollpatsche, Gerissene und Naive, junge, lachende, lustige Mädchen, berechnende Kokotten, brave Hausfrauen — alles bunt durcheinander, für einige Stunden an nichts anderes denkend als an die Rennen.

Martin Feuchtwanger.

„Der Streik der Hausfrauen".

Eine kleine Gegenplauderei von

Grete Eichner.

Zahlreiche Hausfrauen aus unserem Leserkreis haben zu dem Aufsatz „Der Streik der Hausfrauen" von Ernst Gohlis (Vergl. Unterhaltungsbeilage vom 1. Oktober) das Wort ergriffen. Von den Zuschriften geben wir die folgende vornehm-weibliche Ermahnung von Grete Eichner wider:

Wir haben es alle gelesen, wir Hausfrauen, welch plötzlicher Entschluß uns aus unserem untröstlichen Zustand heraushelfen soll. Hausfrauenstreik! Mir schlug das Herz bis zum Halse und „annehmen, annehmen" jubelte es in mir. Sofort malte sich meine Phantasie die Praxis dieses ausgeheckten Planes lebhaft aus. Natürlich beginnt der Streik erst, wenn uns die Streikveranlasser das Wirtschaftsgeld mit dem Seufzer in die Hand gedrückt haben: „Diesmal muß es aber unter allen Umständen reichen," und staunend betrachtet er dann die Gebaren seines Herzens, die ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit mit zufriedenem Lächeln versichert: „Diesmal reicht's bestimmt, Liebster." Hört er denn nicht das Herzklopfen, das diese Worte begleitet?! Also nun kann's losgehen! Der Streik kann beginnen. Fahrkarte gelöst, zu Muttern gefahren, sich 4 Wochen verwöhnen lassen und triumphieren über die Klugheit und Charakterfestigkeit der Weiblichkeit, die es verstehst, sich nun doch auch einmal durchzusetzen. Mag er, der gestrenge Herr und Gebieter verzweifeln, wenn Daheim alles bis mit Staub bedeckt ist, wo er sonst schon beim leichtesten Stäubchen mahnend mit dem Finger darüber fährt, mag er sich wundern, daß der Inhalt der Butter- und Fettbüchse auch unter seinen Händen rasch in gähnende Leere vergeht; ja nur noch rascher, denn „wir Frauen verstehen ja nicht ordentlich zu schmieren." „Ja — früher, da sah ein Butterbrot ganz anders aus," — mag er nach 2 Tagen die Kocherei wütend an den Nagel hängen und die „billigen" Gasthauspreise zahlen, mag er sich morgens und abends seinen Kaffee kochen, ohne Gas oder Kohle zu verbrauchen, mag er endlich am Schreibtisch sitzen und das Bild seiner „verschwenderischen" Hausfrau mit beiden Händen ans gequälte Herz drücken und mit dem zärtlichsten Verzeihungsseufzer ausrufen: „Komm wieder, Lieb', komm wieder, meine vortreffliche Hausfrau, kehre nur zurück, mein teures Weib, in Deiner Wirtschaftskasse wartet Deiner ein hoher Zuschuß, nur — komm!"

So weit sei es dem Ehegatten gestattet, zu sehen, wie der Streik aufgefaßt wird, aber nur soweit — —, was ich nun zu sagen habe, ist nur für Euch, liebe „Bedauernswerthinnen", nur für Euch — keinesfalls für die Männer.

„Geistig schaffender Arbeiter und dazu Hausangestellter." Das klang früher wie ein Vorzug gegen die, welche kein festes Einkommen hatten, aber heute scheint dieser „Vorzug" ein Faktor, der das häusliche Glück zu untergraben droht. — Da verzagen die Hausfrauen und seufzen und stöhnen und sind gewillt, die Flinte ins Korn zu werfen, nur allüberall hört man „ich hab's nun aber wirklich bald satt". Wollen aber wir Hausfrauen wirklich beweisen, daß wir Ewige, charakterfeste Frauen sind, die es verstehen, sich auch einmal durchzusetzen? Ja? Wir wollen es, wir müssen es, wir werden es. Vor allen Dingen einmal Einsicht zeigen müssen wir und die Tatsache fest vor Augen stellen: „Das Gehalt hat die und die Höhe und wird durch Seufzen und Klagen nicht mehr. — Von unserm Mann ist es kein böser Wille, kein Mangel an Liebe, wenn er das Wirtschaftsgeld nicht von Monat zu Monat erhöht. — Nein, er kann es leider besten Willen nicht. Ihn drücken schwere Sorgen im Kampfe ums Dasein. Er will es wohl verbergen, aber wir sehen es mit den Augen der Liebe. — Die Sorgenfalten verraten es uns, die sich immer fester eingraben. — Müde und abgespannt kehrt er mittags nach Hause; 1000 Klagen und Seufzer empfangen ihn, neben dem Suppenteller liegt die Rechnung, Kartoffeln oder gar die Gasrechnung. Während der Mahlzeit wird bei jedem Bissen vorgerechnet, was das uns wieder alles gekostet hat. Und ihr wundert Euch noch, wenn Euer früher so liebevoller Gatte barsch und unliebenswürdig wird, wenn er kein anerkennendes Wort für das Gekochte findet, wenn's ihm nicht recht schmecken will, wenn er alle Unlustigkeiten verlernt, wenn er schließlich hart ist, die Türe seines Arbeitszimmers hinter sich schließen zu können, nur um den ewigen Klagen zu entgehen?! — Wenn er auf die wenige Forderung um Erhöhung des Wirtschaftsgeldes sich sogar soweit vergißt, seine Gattin anzudonnern oder die Türen hinter sich zuzuwerfen?! — Haben nicht wir alle vor dem Traualtar geknieet mit dem Gelöbnis, den Mann an unserer Seite als Kameradin in jeder Lebenslage restlos glücklich zu machen? Nicht nur, wenn Rosentage dieses Gelöbnis uns selbsterfüllen, nicht nur, wenn uns, wie einem verwöhnten Kinde, jeder Wunsch von dem Manne unserer Wahl erfüllt wird; nein, auch wenn bitterernst die Schwere der Zeit am Glücke der Ehe, der Häuslichkeit zu rütteln versucht. Dann erst recht! Dann laßt uns beweisen, was starke Liebe vermag, ob wir wirklich eine treue Weggenossin unseres Mannes sind! Ein frohes, heiteres Gesicht laßt ihn sehen, wenn er müde und abgespannt heimkehrt, einen sauber gedeckten Tisch, ein fertiges Mittagessen laßt seiner warten, laßt das Gekochte Zeugnis davon ablegen, daß auch Sparsamkeit es versteht, durch Abwechslung das einfachste Mahl zu würzen. Sprecht nie bei Tische von Haushaltungssorgen, zaubert bei Tisch freundliche Bilder hervor, plaudert von den drolligen Einfällen des Nesthäckchens oder anderen belanglosen Dingen, oder — ist's möglich — „sprecht überhaupt nicht viel bei Tisch; das scheint mir noch bekömmlicher für die Abspannung Eures Gatten. Habt Ihr häusliche Sorgen, sind Haushaltungsfragen unbedingt zu besprechen, tut es nach Tisch, aber nicht gereizt, nicht Widerspruch heraufbeschwörend, sondern liebevoll, immer bedenkend, er ist es, der für alles aufkommen muß, was Ihr verbraucht, er ist es, der manchmal verzweifeln möchte, —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201008025/fragment/page=0002